Trierer Cusanus Lecture

Heft 1

Herausgegeben vom Institut für Cusanus-Forschung in Verbindung mit der Universität Trier

Erich Meuthen

Nikolaus von Kues Profil einer geschichtlichen Persönlichkeit



Paulinus

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.ddb.de abrufbar.

© 1994 Cusanus-Institut Trier
3. Auflage 2007
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-7902-1470-3

E-Mail: media@paulinus.de www.paulinus.de

Satz:

Alfred Kaiser

Satzsystem:

TUSTEP, entwickelt und programmiert am Zentrum für Datenverar-

beitung, Abteilung Literarische und Dokumentarische Datenverarbei-

tung, der Universität Tübingen

Druck:

Druck und Medienservice Franz-Josef Weyand, Newel-Butzweiler

Vorwort

Die Reihe »Trierer Cusanus Lecture«, die mit dem Vortrag von Erich Meuthen, den er am 19. Januar 1994 im Hörsaal 2 der Universität Trier gehalten hat, ihren Anfang nimmt, wird jeweils die Vorträge bringen, die im jährlichen Rhythmus von anerkannten Cusanus-Forschern um den 12. Februar herum in der Trierer Universität gehalten werden.

Der 12. Februar wurde gewählt, weil an diesem Tage im Jahre 1440 Nikolaus von Kues sein programmatisches Erstlingswerk »Von der belehrten Unwissenheit« (De docta ignorantia) in seinem Heimatort Kues vollendet hat.

Als Ort der Cusanus Lecture bot sich die Universität Trier aus mehreren Gründen an: Im Frühjahr 1981 ist das in der Trägerschaft der Cusanus-Gesellschaft befindliche Institut für Cusanus-Forschung von Mainz nach Trier verlegt und als wissenschaftliche Einrichtung der Universität und Theologischen Fakultät Trier angegliedert worden. Sodann gibt es nicht von der Hand zu weisende Indizien, wonach Nikolaus bei der Erlaubniserteilung zur Gründung einer Universität in Trier im Jahre 1455 durch seinen päpstlichen Freund Nikolaus V. mitgewirkt hat. Schließlich dürfte, der Universalität der cusanischen Gedankenwelt entsprechend, die Universität immer noch der geeignetste Aufnahmeort für eine solche Lecture sein, auch wenn man heute einen gewissen Hiatus von Universität und ihrem (einstigen) Ideal der universitas studiorum, was nicht nur quantitativ gemeint ist, nicht übersehen kann.

Die Reihe »Trierer Cusanus Lecture« möchte über den engeren Fachkreis hinaus eine breitere Öffentlichkeit erreichen, also gerade auch den »Laien« (idiota) ansprechen, der von Cusanus zu einer Zentralfigur in seinen Dialogen erhoben wird. Dieser »Laie« ist keineswegs bereit, auf den Wahrheitsanspruch zu verzichten. Ganz im Gegenteil, er versteht sich als »Jäger der Wahrheit« (venator veritatis), wenngleich ihm bewußt ist, daß er aus dem Bannkreis der »Mutmaßung« (coniectura) nicht herauskommt. Aber die Mutmaßung ist immerhin »eine positive Be-

hauptung, die an der Wahrheit, wie sie an sich ist, in Andersheit teilhat« (De coni. I, 11). Teilhabe gibt den Blick auf die Wahrheit frei, wie sie ihn auch zugleich begrenzt. Denn »der Mensch vermag nur auf menschliche Weise zu urteilen« (De vis. 6). Der »Laie« kann sich aber auch seiner Freiheit rühmen. Denn »ohne sie« vermag in den Augen des Cusanus »der Mensch … kein edles Geschöpf Gottes (nobilis dei creatura) zu sein« (Predigt CLXXXVII). Mit ihr ist er »gleichsam ein anderer Gott« (Predigt CLXVIII).

Trier, den 30. September 1994

Klaus Kremer

Jörg Hasler

Klaus Reinhardt

Erich Meuthen

Nikolaus von Kues Profil einer geschichtlichen Persönlichkeit

Mit der Einladung, heute abend etwas über Nikolaus von Kues zu sagen, hat man mich in einige Verlegenheit gebracht. Man meinte, es sei kaum fraglich, daß ich es tue. Gerade dieses hat mich jedoch verunsichert. Denn offensichtlich steht dahinter eine Art Selbstverständlichkeit, die das Resultat eines ständigen Sich-Wiederholens sein könnte. Und so das erste Problem, wie sich solches zumindest ansatzweise vermeiden lasse. Damit verknüpft sich die zweite Frage, nämlich ob man Cusanus noch einmal in seiner komplexen Fülle versuchen solle, oder ob es nicht besser sei, einen Teil seines Lebens, seines Werkes für das Ganze zu nehmen. Doch ob er selbst über eine derartige Sektorierung erbaut wäre? Vielleicht würde er raten, statt des einen Teils zumindest mehrere zu greifen und sie zu einer Verständnisbrücke zusammenzusetzen. Ich möchte es probieren.

Aus dem 15. Jahrhundert stammen die ältesten Mitteleuropa-Karten. Exemplare der zweitältesten zeigen zwischen Trier und Koblenz an der Mosel als einzigen Ortsnamen »Kues«. Das unbedeutende Moseldorf als geographische Information auf den sehr kleinmaßstäblichen Karten von allenfalls 1 zu etwa 3 1/3 Millionen! Die Zeichner hielten es offensichtlich für wichtig. Die Karten gehen auf eben jenen Gelehrten zurück, der dort geboren wurde, Nikolaus von Kues.

Das philosophische Hauptwerk des Cusanus, »De docta ignorantia«, lehrt »Das Wissen des Nichtwissens«. Die Einsicht darin wurde ihm – wie er sagt – »als Geschenk von oben« vermittelt, im Erlebnis des Meeres auf seiner Rückreise aus Griechenland. Es handelt sich um eine weltgeschichtlich nicht gerade nebensächliche Tour: Nikolaus von Kues holte den Kaiser und die höchste Geistlichkeit der Griechen aus Konstantinopel zu einem Konzil in Ferrara und Florenz, das nach 400jähriger Spal-

tung Orthodoxe und Katholiken zur Wiedervereinigung führen sollte. Cusanus beendet sein Buch mit der Schlußbemerkung: »Vollendet in Kues am 12. Februar 1440.«

Damit wir nur ja nicht im Zweifel seien, daß nämlich das scheinbar Unbedeutende, jedenfalls für ihn, etwas durchaus Wichtiges bezeichnet, notiert er in einer kleinen Autobiographie, die er 1449 im Stolz über seine Erhebung zum Kardinal verfaßte: »Ein Schiffer namens Cryfftz Iohan zeugte aus der Katharina, Tochter des Hermann Roemer, in Kues, Trierer Diözese, den Herrn Nikolaus von Kues.« Und nachdem er weitere Lebensdaten aufgeführt hat, resümiert er: »Damit nun alle wissen, daß die heilige römische Kirche nicht auf Ort und Art der Herkunft sieht, darum hat der Kardinal diese seine Geschichte niederschreiben lassen.«

Dreimal führt er uns also ausdrücklich nach Kues, in das kleine Dorf an der Mosel, und zwar dreimal im Zusammenhang mit der »großen« Welt.

Dreimal, so könnte man nun kritisch sagen, die gleiche, sehr selbstbewußte, teils verdeckte, teils offene Selbstdarstellung des Aufsteigers. Wie dem auch sei – es schlösse jedenfalls nicht aus, daß zugleich Erfahrung und Einsicht mannigfacher Art formuliert sind: die überraschende Wichtigkeit des scheinbar Nebensächlichen, der latente Wert des Kleinen, das in der Regel, wie auf einer Großraumkarte, verschwindet. Da Nikolaus, wie die Beispiele zeigen, von sich selbst keineswegs bescheiden absieht – und man ahnt, daß er damit auch schon in die Epoche der Renaissance weist –, wollen wir es ebensowenig tun und zunächst etwas aus seinem Leben erfahren.

Zweckmäßigerweise folgen wir dabei wiederum ihm selbst. »Kaum 22 Jahre alt« – so schreibt er in der schon genannten Vita – »wurde er Doktor, nämlich im Kirchenrecht, zu Padua. Im 37. Lebensjahr sandte ihn Papst Eugen IV. nach Konstantinopel«. (Wir haben es schon gehört.) »Sodann verteidigte er Eugen IV., nachdem ihn die Konzilsversammlung zu Basel unrechtmäßigerweise abgesetzt und einen Gegenpapst, Amadeus, Herzog von Savoyen, eingedrängt hatte. Schon Eugen IV. erhob

den Herrn Nikolaus insgeheim zum Kardinal. Eugen starb indessen, bevor er dieses noch öffentlich kundmachte, und so wurde er dann durch den Nachfolger Nikolaus nun auch öffentlich zum Kardinal erhoben, im gleichen Jahre, da der Gegenpapst Amadeus auf seinen Titel verzichtete.«

Wahrscheinlich stand dieser Text auf einer Tafel, die im Chor der Hospitals-Kapelle angebracht war. Jedenfalls sollten ihn so viele wie möglich lesen. Vielleicht war auch schon an eine Art

Flugblatt avant la lettre gedacht.

Ällerdings ist seine Karriere, wie sie sich hier darstellt, auf eine gewisse Propagandawirkung hin verengt oder – seiner Meinung nach – wohl vor allem: verdichtet. Nicht genannt wird etwa: Daß er nach seinem Studium nicht nur als Jurist, d. h. als Advokat, praktisch tätig war, sondern schon bald in die Politik überwechselte, und zwar als Sekretär bzw. Kanzler der Trierer Erzbischöfe. Daß er dabei ohne Erfolg auf dem genannten Basler Konzil die Legitimität seines Trierer Herrn, Ulrich von Manderscheid, verteidigte – gegen den vom Papst eingesetzten Erzbischof Raban von Helmstadt –, und daß er dabei auf die Unterstützung gerade des Basler Konzils hoffte.

Die Christenheit erlebte damals die Zuspitzung einer prinzipiellen Kontroverse um die rechte Kirchenordnung: War sie durch die Hierarchie bestimmt, mit dem Papst an der Spitze? Oder war sie vor allem eine Gemeinschaftsordnung, die im allgemeinen Konzil ihre Repräsentanz fand? Ohne Zweifel hat Nikolaus von Kues zunächst stärker diesem Kirchenverständnis zugeneigt. Als er nach mehreren Jahren in Basel 1432-1437 erkannte, daß hier weder ein Ausgleich beider Positionen möglich war, noch das Konzil sich in der damaligen europäischen Situation durchsetzen würde, gehörte er 1437 zu den Konzilsvätern der sog. »Minorität«, der Minderheit, die nun entschieden zum Papst überwechselten. Das weitere hat er geschildert. Natürlich wurde ihm auf der Gegenseite der Übertritt und der als eines päpstlichen Gesandten auch persönlich stärkste Einsatz bei den deutschen Fürsten für Eugen IV. als - im übrigen von der Kurie bezahlter - Verrat angelastet. Er mußte sich in jenen vierziger Jahren immer wieder mit dem Nachweis der argumentativen Identität vorher und danach rechtfertigen. Ihm sei es immer um die Einheit der Christenheit gegangen.

Aus diesen beiden Jahrzehnten seines Aufstiegs von 1430 bis 1450 ergibt sich für den objektiven Beobachter, der von Nikolaus betonten biographischen Konsequenz zum Trotz, allerdings die nüchterne Einsicht, daß die harten Realitäten der Politik solche Folgerichtigkeit nur teilweise zulassen. Andererseits hat er sich der Belastung in politischer Praxis ganz bewußt ausgesetzt. Lehrstuhlangebote aus der damaligen Universitätsneugründung Löwen, die um junge Gelehrte warb, wies er zweimal zurück. Er entschied sich also ausdrücklich nicht für die Wissenschaft als Hauptberuf. Aber seine Persönlichkeit war doch ganz wissenschaftlich durchwachsen. Und so eröffnete er die Reihe jener europäischen Wissenschaftler, die nicht schulgebunden, individuell auf sich gestellt, Ruhm erwarben: Leonardo, Erasmus, Kopernikus, Kepler, Descartes, Spinoza, Leibniz, der seinerseits bekanntlich eine Akademie gründete, Rousseau. Gehörte er selbst keiner wissenschaftlichen Schule an, so hat er auch seinerseits keine Schule gebildet. In welche Fakultät, in welches Fach hätte er denn gehört? Die angebotenen Lehrstühle waren juristische – das war sein eigentlicher Beruf. Aber er erweiterte nach Beendigung des Paduaner Studiums seinen wissenschaftlichen Horizont immerfort, als Autodidakt auf höchstem Niveau. Im besonderen fühlte er sich von mathematischen und naturwissenschaftlichen Problemen angezogen. Die gerade genannten Gelehrten waren weitgehend auch Mathematiker. Wir treten in die Epoche der Mathematisierung naturwissenschaftlicher Forschung ein, ohne die moderne Naturwissenschaft nicht möglich geworden wäre.

Die mathematischen Probleme, wie die auch von ihm, vergeblich, erstrebte Quadratur des Zirkels, sie bedeuteten ihm als solche indessen nicht das letzte. Das Unendlichkeitsproblem der Mathematik diente ihm vielmehr als Analogie für das Unendlichkeitsproblem in Philosophie und Theologie. Wir kommen darauf zurück. Es ging um das Begreifen des Letztmöglichen.

Eines seiner Spätwerke nennt er: »Die Jagd nach Weisheit.« Wie eine wertvolle Beute erjagt der Mensch seine Erkenntnisse.

Wenn er letzte Ruhe dann in Gott, im Urgrund des Seins, findet, geht Wissen aber auch schon in Frömmigkeit über. Der Theologe Nikolaus von Kues kehrt über dieses Wissen wieder in religiöse Praxis zurück. Etwa 300 Predigten hat er uns überliefert. Sie sind keine Volkspredigten im gängigen Sinne; sie handeln ihre Themen auf hohem wissenschaftlichen Niveau ab. Sie erinnern aber auch daran, daß er nicht nur Gelehrter war, daß er vielmehr seinen Platz im kirchlichen Ordo hatte. Daß er also auch als Praktiker im weitesten Sinne umfassend aktiv war.

Es ergibt sich damit einerseits eine enorme Breite der wissenschaftlichen Interessen, die sich andererseits dann immer wieder mit dem Bestreben verbinden, sie auch anderen allgemein weiterzuvermitteln. Aber nun das wieder Besondere: nicht als Lehrer in einem immer größeren Schülerkreis, sondern im individuellen Gespräch. Die genannten Predigten erfordern intensives Mitdenken der Hörer, ein Mitdenken, wie es diese nämlich jeder für sich tun, im Unterschied zur Wirkung des die Massen Begeisternden, aber auch Gefährdenden.

Gleichwohl: Nikolaus freute sich, wenn er wirkte. So berichtet er mit großer Befriedigung über seine gelungenen Ausführungen auf einer Mainzer Reichsversammlung im Jahre 1441. Zwei Tage vorher war er ebendort nach einer Rede mit Beifall gefeiert worden. Welcher Redner hörte solchen nicht gerne, glücklich geschmeichelt?

Als alter Mann erinnerte er sich einmal eines Dictums des Bernardin von Siena, den er in seiner Jugend zu Padua als den berühmtesten Prediger jener Zeit bewundert hatte und den er sagen hörte: »Ein Prediger, der Feuer im Geiste hat, kann selbst aus toten Kohlen noch Feuer entzünden.« Wir fragen uns, ob der Prediger Cusanus hier auch im Rückblick noch bewunderte, was ihm selber doch nicht in dieser Weise gegeben war? In Erfurt lockte er 1451 auf seiner Legationsreise 2000 Hörer an. Ein Jahr später kam der Franziskaner Capistran und fesselte, demselben Chronisten zufolge, angeblich 100 000. Andererseits

berichten zeitgenössische Quellen freilich immer wieder über von ihm gehaltene Predigten, deren Entwürfe dennoch nicht in die Sermones-Handschriften eingegangen sind; das heißt aber wohl: Predigten, die bei den Hörern irgendwie ankamen und daher, wenn nicht dem Prediger, so doch den Zeithistorikern überliefernswert waren. Der Erfurter Chronist Hartung Kammermeister schreibt, der Legat habe »eine schöne und gute Predigt« gehalten. Nikolaus scheint etwas irgendwie Anziehendes besessen zu haben. Nicht wenige erinnern sich ihrer intimen Gespräche mit ihm. Im übrigen ist auch sein Äußeres attraktiv gewesen: Er war hochgewachsen, einnehmend, schön.

Und so ist der Eindruck der umfassend interessierten Breite, vom kleinen Detail bis ins allgemeine Verständnis, sicher zu ergänzen durch den Hinweis auf das offensichtlich Außergewöhnliche ihrer Präsentation. Wo Nikolaus von Kues, schon als junger Mann, auftritt, gehört er wie selbstverständlich zu den Leuten, die Aufmerksamkeit erregen, unter Umständen regelrecht provozieren. Er kann es sich erlauben, in der öffentlichen Generalversammlung des Konzils, nach kirchlichem Rang ein noch unbedeutender Dechant aus Koblenz, dem Konzilspräsidenten, Kardinal Cesarini, witzige Bemerkungen hinzuwerfen; fast möchte man meinen, er habe ihm dabei in aller Öffentlichkeit noch auf die Schulter geklopft. Aber Cesarini betrachtete den jungen Mann, oder besser: das junge Genie, als gleichrangig, ja, wohl schon als überlegen. Mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit ist er einfach da, gehört er als kleiner Propst von Münstermaifeld zu der im übrigen aus einigen prominenten Bischöfen bestehenden Gesandtschaft nach Konstantinopel, bezieht er auch das große Renommé bei den deutschen Königen, bei den Kurfürsten, mächtigen Herzögen, wie Philipp von Burgund, ganz aus dem Persönlichen, nicht aus einem hohen Kirchenamt, eben als »Meister Claes von Kues«, wie man ihn damals im sprachlichen Umgang gerne so nennt.

Und wie stolz war er, als man ihn auch durch Titel und dementsprechende gesellschaftliche Anerkennung würdigte; denn ein Kardinal der römischen Kirche galt im damaligen Zeremoniell als fürstengleich. Aus dem Konklave, das 1447 Nikolaus V. als Papst entließ, verlautete, auch der Deutsche habe Stimmen erhalten. Seine römischen Kollegen haben stets das durchaus Einmalige des Kardinals von S. Pietro in Vincoli anerkannt, zum Teil etwas neugierig. Denn ein deutscher Kardinal war damals, wie man sagte, eine Art weißer Rabe. So selten kam das vor, und man sah einen deutschen Kardinal als eine Art, wenngleich faszinierendes, Aberwesen an. Was wir für den Kardinal von der Mosel denn wohl auch in gewissem, positivem Sinne bestätigen könnten. Und so haben wir uns denn immer wieder seine sogenannte Karriere zu denken:

Eine blendende Intelligenz, versierte geistige Gewandtheit, eine sehr rasche denkerische Produktivität, sie haben dem jungen Aufsteiger etwas zwingend Gewinnendes gegeben, dem sich die Zeitgenossen nicht entziehen konnten. Nicht zuletzt hatte er ein enormes Wissen. Der Humanist Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., bescheinigte seinem deutschen Freund kurz und bündig: »Was historisches Wissen anlangt, so hat man keinem« (auf dem Konzil) »mehr vertraut als Dir.«

Bekanntlich bildete die Jagd nach antiken Autoren eine Grundleidenschaft der frühen Renaissance-Humanisten. Der junge »Treverensis« lieferte sie. Neigen wir dazu, ihn über seine eigene Zeit hinaus zu sehen, so haben wir doch auch festzuhalten, daß er ganz und gar in sie hineingehörte, etwa indem er an der Kurie Kapital aus seinen Quellenfunden in deutschen Bibliotheken schlug. Aber wir täten ihm Unrecht, wenn wir es dabei beließen. Die einzigartige Bibliothek im Hospital zu Kues mit qualitätvollsten Vertretern der handschriftlichen Überlieferung universaler Geistigkeit, sie bekundet eben auch den großen Kenner und darüber hinaus: Liebhaber von Handschriften. Als der Kardinal 1451/1452, nunmehr päpstlicher Legat, durch Deutschland reiste, ließ er sich immer wieder die Bibliotheken zeigen, wertvolle Handschriften vorlegen. Man wußte, wen man vor sich hatte, und auch, daß man sich bei dem, jetzt Mächtigen, damit kostenlos einschmeicheln konnte. Er strahlte dann offensichtlich, und alle freuten sich mit.

Aber das alles hatte auch seinen zeitgebundenen Preis. Es gab ihm böse zusetzende Feinde, gerade unter der Intelligenz, vor allem bei denen, die nicht so ganz mitbekamen, was sich da abspielte. Und war er schon Politiker, dann war auch der politische Streit vorauszusehen. Sollten wir ihm wünschen, er wäre doch besser allein der große Denker geblieben? Aber würde das zu ihm passen, den wir nicht zögern, freilich mit allen Kautelen, im Sinne des Selbstverständnisses der Renaissance doch schon als eine Art Uomo universale zu bezeichnen? Freilich entwickelt sich gerade seine Biographie, die wir mit ihm zunächst nur bis zu seiner Kardinalserhebung 1448/1450 nachgelesen haben, in der Folgezeit zu einer gerade auch menschlich problematischen, hin und wieder ist man mit aller Vorsicht geneigt zu sagen: tragischen Komplexität. Was geschah?

Die Mitte des Lebens wurde überschritten. Drei weitere Wegstrecken, drei recht unterschiedliche Tätigkeitsfelder schließen sich in den folgenden Jahren von 1451 bis zu seinem Tode 1464 an. Wir haben sie im einzelnen kurz zu bestimmen, wenn wir uns weitere Zugänge in die Persönlichkeit öffnen wollen.

Da ist 1) die schon angerührte große Legationsreise, die er im Auftrage Papst Nikolaus' V. 1451–1452 durch Deutschland unternahm.

Die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit wurde 1450 mit dem damaligen Heiligen Jahr vom Papst festlich gefeiert. Die geistliche Erneuerung, die das Ziel des Heiligen Jahres sein sollte, das weitgehend in materialisierter Frömmigkeit unterging, diese geistliche Erneuerung wollte der Kardinal durch Reformarbeit in seiner deutschen Heimat, also gleichsam vor Ort, fortsetzen. Es handelt sich um den umfassendsten Reformversuch vor der Reformation. Zugleich aber auch: um eine überstürzte, zu kurz angelegte, zu wenig ausgereifte Bemühung. Nicht gering war der Widerstand, den die zu Reformierenden dem Reformer entgegensetzten. Wo er in eingefahrene Lebensweisen und althergebrachte Rechte eingriff, lag die Appellation an die römische Kurie nahe, und manche kirchliche Institution in Deutschland hat tatsächlich mit der Hilfe Roms erzielt, daß die entsprechende Anordnung des

Cusanus rückgängig gemacht wurde. Es blieb: eine enorme Aufregung, eine Art historische Warnung, vielleicht auch mancherlei Besinnung auf das Erforderliche; hier und da, aktenkundig nachweisbar, auch die tatsächliche Reform. Insgesamt erwiesen sich die Strukturen als zu fest, waren Gläubige wie Amtsträger überfordert. Und der Legat wurde nun immer schärfer, aber auch immer gereizter. Vielerorts ließ man ihn, wie wir etwas salopp kommentieren möchten, einfach »auflaufen«. Ein Großereignis der deutschen Geschichte blieb diese Reise allemal, so auch im Echo und in der Erinnerung der Zeitgenossen.

2) Noch vor Antritt der Legationsreise ernannte 1450 Nikolaus V. ihn zum Bischof von Brixen. Die politische Aufgabe war hier klar gestellt. Allgemein suchte der sich damals heranbildende neuzeitliche Staat bei dem von ihm erhobenen Anspruch der Allzuständigkeit auch die Kirchen seines Herrschaftsbereichs in die Hand zu bekommen; das Staats- und Landeskirchentum nimmt seinen Anfang, von Spanien bis zum deutschen Duodezfürstentum. Der mächtige Nachbar, Herzog Sigmund, Graf von Tirol, Schutzvogt der Kirche von Brixen, war im Begriff, eben dieses zu praktizieren. Der energische Kardinal sollte den Zugriff abwehren, wie er es selbst als Begründung für seine Einsetzung durch den Papst diesem post festum in die Feder diktierte; denn als das Brixner Domkapitel von seinem Wahlrecht Gebrauch macht, stand der Herzog in Brixen nicht nur im übertragenen Sinne, sondern in persona vor der Türe.

Hinzu kam, daß Nikolaus als Bischof von Brixen selber Fürst eines kleinen Territoriums war, für dessen Wohl er zu sorgen hatte. Die Dinge sind nun einmal vielschichtig in der historischen Realität. Er verband damit die geistliche Aufgabe: das Bistum zu reformieren. Er hat den Klerus in Tirol hierbei ordentlich herangenommen; überall war er präsent, visitierte, disziplinierte, sah nach, ob ordentlich beerdigt wurde, usw. usw. Vom Festkalender bis zur Förderung des Bergbaus: Geistliche und politische Aufgaben verquickten sich dabei immer mehr. Ein dramatischer Kampf des Herzogs und des Tiroler Adels mit dem ihnen ins Land gesetzten Herrn von der Mosel begann, an dessen Ende

1460 die Belagerung des Bischofs in seiner Burg Bruneck durch Herzog Sigmund stand und schon rasch die Kapitulation.

Nach dem Abzug an die Kurie gab es den großen Prozeß gegen Sigmund. Habe ich es nicht falsch angefangen, so fragte Cusanus damals in einem Brief den ihm befreundeten Bischof von Eichstätt? Hätte ich die materielle Unabhängigkeit meiner Kirche bis zu dieser Eskalation der Gewalt verteidigen sollen? Er betont, daß es ihm stets um das Recht seiner Kirche gegangen sei; seine eigene Person spiele keine Rolle. Historisch gesehen ist das Problem damit natürlich nicht im geringsten gelöst.

Er wäre ein schlechter Fürst gewesen, wenn er das Recht der Brixner Kirche nicht verteidigt hätte, mit der er sich als Bischof identifizierte. Aber man kann die Frage an seinen Freund in Eichstätt auch so verstehen: Hätte ich als Bischof im eigentlichen Sinne, als Hirte und Seelsorger, nicht gerade anders handeln sollen, nicht wie ein Jurist (der er aber nun auch einmal, und zwar in überaus hohem Maße war)? Und welche Zeit und Mühe er in Rechtsdeduktionen, in das Studium der historisch nachweisbaren Rechte seiner Brixner Kirche – und das bedeutete konkret wiederum: in Quellenstudium - während dieser Brixner Jahre gesteckt hat, ist enorm, harrt im übrigen noch der umfassenden Erschließung. Andererseits versöhnt uns wieder sein nicht minder umfassender seelsorgerischer Impetus, den in diesem Maße, soweit ich sehe, zumindest in Deutschland keiner seiner bischöflichen Kollegen vorweisen konnte. Und dennoch ist beides: Seelsorge und Rechtsstandpunkt, gerade auch so zu sehen, wie er es selber tat, daß nämlich das erste das Wichtigere sei. Freilich ist er dann doch nicht über seinen Schatten hinausgekommen, hat er noch vier lange Jahre bis zu seinem Tode um das ihm in Brixen vorenthaltene Recht gestritten, während über dem Land das heilsverhindernde Interdikt lag.

3) Aus Brixen wandte sich Nikolaus schon 1458–1460 und seit 1460 dann für dauernd an die römische Kurie. 1459 regierte er in Abwesenheit des Papstes, Pius' II., der sich zu einem europäischen Fürstenkongreß nach Mantua begab, um den Türkenkrieg vorzubereiten, Rom und im Kirchenstaat. Er wirkte als

enger Vertrauter Pius' II., ja, ließ sich mit der Reform der Stadt Orvieto noch einmal eine kirchliche Aufgabe ganz seines Zuschnitts übertragen. Doch er stieß auf den Widerstand der sich in ihren Gewohnheiten beeinträchtigt fühlenden Bürger. Wie immer es damit gewesen ist, wie unzureichend offensichtlich der vom Kardinal dort eingesetzte Vertreter war, so bemerkenswert ist dann aber die Resignation, die in seiner Antwort an die sich bei ihm beklagenden Orvietaner zum Ausdruck kommt (es ist sein letzterhaltener Brief überhaupt): »Ihr wißt, wie schwer es ist, jemanden zu finden, der recht zu regieren vermag. ... Darum mahne ich Euch: Bewahrt Haltung, wie auch wir es tun, damit es keine Ärgernisse gibt.«

Nun könnte sich wohl mancher mit solchem beruhigen. Doch in diesem Falle müssen wir unbarmherziger sein. Das Resümee wird insgesamt sicher lauten müssen: Trotz allem, auch unter Berücksichtigung seines engagierten, persönlichen Einsatzes, vielleicht gerade deshalb: Eine überragende politische Führungsgestalt war er nicht. Möglicherweise, daß er zu hoch griff. Der von ihm 1459 verfaßte Entwurf einer Generalreform der römischen Kurie blieb jedenfalls unrealisierte Theorie.

Eines Tages verlor er eben jene Haltung, die er sich und den Orvietanern wünschte, als er nämlich in einem Konsistorium erregt ausbrach: »Nichts von all dem, was hier getrieben wird, gefällt mir. Keiner hört auf mich.« Aber noch enttäuschender dann der Tadel Pius' II.: »Ich bin der Papst, nicht Du.« Doch könnte der leidenschaftlich weite Ausgriff des Praktikers, der vielleicht zu weite, andererseits nicht auch das selbstverständliche Komplement zu der nicht minder engagierten, aber vor allem auch kühn ausgreifenden Denkbewegung gewesen sein, zu der wir damit noch einmal zurücklenken? Wäre beides möglicherweise durch eben dasselbe Umfassende seiner Persönlichkeit bestimmt?

Vergegenwärtigen wir uns, um was es ihm ging! Das mit der Kirchenverfassung aufgeworfene Problem: Hierarchie – Pluralismus reichte über den kirchlichen Raum hinaus. Bestand alles Seiende nur als Teilhabe, im platonischen Sinne, am Allgemeinen, oder hatte das Individuelle eigenes Format? Die vielfältig differenzierende Expansion, die Europa seit dem Hochmittelalter in allen Lebensbereichen erfuhr – und die dann bestimmend für die Geschichte der Neuzeit und schließlich für die Weltgeschichte geworden ist –, diese differenzierende Expansion stellte die geschlossene kosmische Hierarchie quantitativ wie qualitativ in Frage. Es gab offensichtlich mehr, als man zunächst zu wissen vermeinte, und es gab kompliziertere Bezüge und Zusammenhänge, als naive Naturbetrachtung sich zur Erklärung geträumt hatte.

Innerhalb dieses Fragenkreises bewegen sich die Prinzipien des Cusanus; ihr Ziel ist es, Spannungen und Inkonsequenzen zu lösen, die mit Differenzierung und Expansion aufgebrochen waren.

Zunächst: Der Wert des einzelnen wird ausdrücklich oder implizit sichergestellt. Die gewichtigen Stimmen einzelner dürfen nicht mit rein mathematischer »numerositas« wegmajorisiert werden. Die Mehrheit hat zwar auch signifikanten Charakter, zumal dann, wenn sie sich historisch bewährt, wenn sie nicht das Zufallsergebnis eines Augenblicks ist. Aber sie hat den Willen der einzelnen in sich zu verarbeiten. Im übrigen ist Uniformität ganz und gar nicht gottgewollt. Die Vielheit der Riten in der Einheit des Glaubens bringt diesen Glauben erst ganz zur Entfaltung. Die Individualitäten der Rassen, der Völker, der Begabungen sind zu pflegen. Das Einzelne führt auf das Ganze.

Von hier aus die Bedeutung des naturwissenschaftlichen Experiments, des Messens und Wägens. Es führt zu Übereinstimmungen. Die Differenzierung kann also in einem Gesamtzusammenhang verstehbar gemacht werden. Die Schöpfung ist nach Cusanus konstituiert aus »differentia«, die die »pluralitas« begründet, und »concordantia«, welche die »unitas« schafft. Erst aus der Verbindung beider ergibt sich die Möglichkeit des Vergleichs; denn nur, was sowohl gleich wie ungleich ist, kann ich vergleichen. Ich kann also das Maß der explizierten »unitas« in jedem Ding mit dem in einem anderen ins Verhältnis bringen. Beim Wägen gibt es aber immer ein Weniger oder Mehr. Es gibt

kein absolutes Gewicht. Natürlich – denn nichts ist ja mit einem anderen völlig identisch. Gerade weil die Waage stets ein relatives Ergebnis zeitigt, entspricht es genau der Struktur der Dinge. Durch Aufstellung von Tabellen gelange ich dann allmählich zu sichereren wissenschaftlichen Aussagen, aber auch wieder nur zur Annäherung an die Wahrheit in der Einheit. Und zwar nicht, indem ich die Dinge am Absoluten, sondern indem ich sie aneinander gemessen habe.

Das Ziel des Messens ist natürlich die Erkenntnis der Einheit, die das Gemessene verbindet. Es ging ja nicht darum, die Differenzierung zu verabsolutieren, sondern darum, sie im Zusammenhang zu verstehen. Dann aber muß auch das Verstehen, also das Subjekt, in angemessener Weise differenziert werden. In seinem Werk Ȇber die Mutmaßungen« (»De coniecturis«) entwikkelt Nikolaus eine Vier-Regionen-Lehre. Es gibt demnach vier verschiedene Erkenntnisvermögen, Erkenntnisweisen, Gewißheiten und Ausdrucksweisen. Die sinnliche Erkenntnis führt nur zu annähernder Gewißheit. Die Region der Ratio, des Verstandes, befaßt sich mit den Zahlen, d. h. zugleich mit ihren eigenen Geschöpfen. Im Rechnen habe ich numerische Gewißheit. Aber das Wesen der Zahl übersteigt doch diesen Erkenntnishorizont. Er öffnet sich erst in der Region des Intellekts. Gilt in der Region der Ratio das So-oder-So, also das Widerspruchsprinzip, so fallen in der Region des Intellekts entgegengesetzte Dinge zusammen. Die Idee der Zahl umfaßt gerade und nicht-gerade Zahlen. Aber immerhin gibt es diese Aussage, die wieder positiver oder negativer Art sein kann. In der vierten, darüberstehenden Region der vollkommenen Einheit, in Gott, gibt es weder Disjunktion noch Kopulation. Das sinnliche Wissen ist demnach immer nur mutmaßliches, angenähertes Wissen. Es wird im Messen in die Region des Verstandes genommen, geht dabei zwar in eine andere Verständnisweise über, aber von einer unsicheren in eine sicherere. In seinem Spätwerk »Über das Könnenist« (»De possest«) sagt er ohne Umschweife: »Nichts Sichereres haben wir in unserer Wissenschaft als unsere Mathematik - weil wir diese nämlich selber schaffen.« Formeln des

Geistes formen den Pluralismus der Naturerscheinungen in die Einheit rationaler Gesetze um.

Der Geist verfährt dabei ganz im Bewußtsein der Konjekturalität. Er nimmt Näherungswerte in Kauf. Das ist au fond unmittelalterlich. Die Skepsis gegenüber dem Experiment wurzelte nämlich gerade in der Einsicht seiner Ungenauigkeit. Man zweifelte – mit Recht –, ob man exakt messen könnte. Dann aber war nach mittelalterlicher Auffassung keine Wissenschaftlichkeit mehr gegeben. »Ein Rechnen mit ungefähren Maßen, d. h. mit Näherungswerten, mit Fehlergrenzen und vernachlässigbaren Größen, wie es der späteren Physik selbstverständlich wurde, wäre den scholastischen Philosophen als ein schwerer Verstoß gegen die Würde der Wissenschaft erschienen« (A. Maier).

Der Mensch also im Rechnen Ordnender, aber auch doch im Ordnen Schaffender, Schaffender natürlich nicht neuer Substanzen, sondern neuer Erkenntnisse! Gerade die Verwendung der Zahlen, um die Dinge verständlich zu machen, zeigt den Menschen als genuin schöpferisches Wesen. Er schafft die logischen Gebilde, er formuliert; das heißt: Er stiftet die Einheit. Eine quasi-Göttlichkeit eignet ihm dadurch. Daß Protagoras etwas Großes gesagt habe, als er den Menschen als das Maß aller Dinge bezeichnete, hebt Cusanus in seinem Werke »De Beryllo« mit Nachdruck hervor.

Diese Einsicht hat Nikolaus von Kues nicht als Freigabe der Willkür verstanden, sondern gleichsam als Verantwortung des Menschen zur Wahrheit. Vertritt er – auch nach dem Übergang zu Eugen IV. – nach wie vor die Konsenslehre im gesellschaftlichen Bereich (etwa: der Wille des Papstes muß in den Willen der Kirche einbezogen sein, Willkür gibt es hier nicht), so muß dementsprechend auch eine Übereinstimmung aus Vernunftgründen die Welt der Wissenschaft bestimmen. In seinem 4. Buch »Über den Laien« (1450), in dem er sich ausführlich mit naturwissenschaftlichen Experimenten beschäftigt, fordert er alle Menschen auf, gemeinsam Wissenschaft zu betreiben. Bei den Großen der Welt sei anzuregen, daß sie in ihren Ländern die verschiedenen Forschungsergebnisse aufzeichnen und dann allesamt an einer

Stelle in der Welt zusammentragen lassen, damit so gemeinsam die Wahrheit ermittelt werde, die aus dem Einzelergebnis allein nicht gewonnen werden kann.

Dieser wissenschaftsorganisatorische Wunsch lebt natürlich von einem starken Bildungsoptimismus. Nikolaus führt seine Gespräche ausdrücklich mit einem »Laien«, nicht mit einem Gelehrten. Nicht nur ist jeder Mensch frei, sondern auch fähig, je nach Begabung mit der »mens« zu »mensurieren«, zu messen, zu forschen, zu experimentieren. Er bedarf nur der entsprechenden Anleitung. »Wenn diese Welt dem sie Erforschenden nicht zu Diensten stünde, wäre der Mensch mit dem Ziele, sie zu erforschen, vergeblich in sie hineingeschickt worden. Diese Welt hat also dem sie Erforschenden Hilfe zu leisten, und der Forscher soll wissen, daß es weder in der Welt, noch in allem, was der Mensch entwirft, etwas gibt, das »simile ei« ist.« Aber auf diesem Wege ist weiterzugehen. »Am Ende wirst Du nichts von all diesem finden«, »sed super omnia ipsum deum deorum esse et regem regum omnium.« Doch wer sind diese Könige?

König der Vernunftnatur ist der Herrscher über die Verstandesdinge. König der Verstandesnatur ist, wer im Sinnenreich herrscht. Und König der Sinnennatur ist, wer in der Welt des sinnlich Wahrnehmbaren herrscht, wo wieder als Könige voranstehen: Gesicht, Gehör, Geschmack, Gefühl, Geruch. »Omnes isti reges sunt, discernentes, speculantes, theorizantes« bis zum »König der Könige, dem Herrn aller Herrschenden. Jenem König der Könige, der alle Könige in seiner Gewalt hat, von dem alle Könige das haben, was sie haben: Macht, Schönheit, Sein, Anmut (vamoenitatem«), Freude (vlaetitiam«), Leben (vitam«) vet omne bonum«.« Auch das Einfache, im Idiota in ausgesprochener Weise der »simplex«, ist in seiner Art König und aufgerufen, sich dieser Würde, diesem Range entsprechend zu verhalten.

Grundsätzlich enthält nämlich alles in seiner jeweiligen Weise das Ganze. Nach den Prinzipien von »differentia« und »concordantia« ist zwar jedes von jedem verschieden, doch in jedem ist das Weltall gegenwärtig. »Es ist in der Sonne Sonne, im Mond Mond, im Menschen Mensch.« Und umgekehrt ist der Mensch

das Universum, eine kleine Unendlichkeit. Alles steht in Relation zu allem. »So ist alles in allem.«

Man wird dieses Weltbild, dieses Menschenbild gewiß nur als Mitteilung aus enormer Welterfahrung und Menschenerfahrung verstehen können. Ohne daß sich dies anhand einer Äußerung des Cusanus festmachen ließe, schlägt sich darin doch die universale Bildung, das weitgespannte persönliche Tun desselben Mannes nieder.

Es gibt aus seinen letzten Lebensjahren sehr zurückgenommene, resignierende Urteile auch über sich selbst. Einige davon habe ich zitiert. In ihnen äußert sich gleichsam die Kehrseite seines Welt- und Menschenbildes, die Einsicht in den konjekturalen Charakter allen menschlichen Handelns, in seine Unvollkommenheit, nicht zuletzt, weil es sich eben nicht im sicheren Raum rationaler Logik vollzieht und daher stets nur annäherungsweise vollkommen sein kann. Von hier aus rückt dem Theologen der Vermittler schlechthin, der Gott-Mensch und Erlöser, als idealer Bezugspunkt seines Tuns in den Blick, als der große Einheitsstifter, der kein allgemeines intellektuelles oder metaphysisches Prinzip ist, sondern eine Person, ein Individuum. Verkörpert er nicht in letztmöglicher Dichte die paradoxale Weisheit, die in so starkem Maße die Formulierungen des Cusanus durchzieht? Daß der Mensch zugleich König und Sünder ist, aber in seiner Minimalität denn doch zugleich ein Gro-Bes sein kann?

Zum Wesen seines Denkens gehörte das ständige Auf-dem-Wege-Sein. Aber es sind denn doch immer wieder die gleichen Themen, die aufgegriffen werden. Sie erhalten dabei neue Formulierungen, neue Aspekte. Sie werden gleichsam weiter ausgeschritten. Andererseits wird doch von Mal zu Mal auf den Grundeinsichten seiner großen Würfe »De docta ignorantia« und »De coniecturis« aus den Jahren um 1440 aufgebaut. Und so handelt es sich, wie Josef Koch einmal formuliert hat, um »Versuche . . ., die Tragfähigkeit der« dort »aufgestellten Prinzipien zu erproben.« Das Denken des Cusanus ist in hohem Maße immer auch Haltsuche. Er sagt es selber einmal in »De Beryllo«:

»Es ist etwas Großes, sich fest zu gründen in der Verbindung der Gegensätze.«

Doch er liefert kein System; vielmehr ist er Problemdenker. Und so nimmt es nicht wunder, wenn er von der konstatierenden Traktatform zur Darlegung seiner Gedanken im Gespräch, zum Dialog übergeht. Das Schöpferische seines Denkens entfaltet sich, auch für den Leser, jedesmal noch gleichsam mit. Das Dozieren tritt zurück, er sucht das Mitdenken, wenngleich es dann doch zu keiner echten Diskussion kommt. Teils sind es fiktive Partner, wie der römische Laie, der Nikolaus auf dem Forum in ein Gespräch verwickelt, teils gelehrte Leute, wie der Florentiner Mathematiker Toscanelli. Ein Anonymus dort, ein renommierter berühmter Gelehrter hier. Oder gar die wittelsbachischen Fürstensöhne in den beiden Dialogen über das Globusspiel. Doch wohin sollte man denn jemanden aus dem dreimal hochgelobten Dorfe Kues zählen?

Vielleicht läßt man sich auch hierfür von einem seiner letzten Gesprächspartner leiten. Bescheiden wagte sich unter ihnen sein langjähriger Sekretär, der aus Erkelenz stammende Petrus Wymar als Fragesteller vor. Jung war er 1449/1450 in die Dienste des Kardinals getreten. Vierzehn Jahre, so Cusanus im Dialog »Über den Gipfel der Betrachtung«, habe Peter ihm nun zugehört. Jetzt, da er Priester geworden sei, möge er sprechen und fragen. Peter tut das mit merklicher Zurückhaltung, das Wort hat sein Meister. Und wir haben nach unserer bisherigen Kenntnis keinen Grund, in ihm einen überragenden Denker und geistig produktiven Kopf zu sehen. Er hat sich in sorgfältiger Arbeit um die Abschrift und Redaktion der Werke bemüht, hat schließlich als Rektor des von seinem Herrn gegründeten Hospitals zu Kues in schwieriger Situation dessen Erbe gewahrt.

Peter von Erkelenz flicht sich nun aber auch – und sei es in einem gut gelungenen Zufall – ganz persönlich in unseren Vortrag ein. Daß die Mitteleuropakarte des Cusanus die Eintragung »Kues« zeigt, trifft, wie schon angedeutet wurde, nicht für die gesamte Überlieferung zu: Die Druckfassung der – 1491 fertiggestellten – sog. Eichstätter Karte hat an derselben Stelle an der



Mittelmosel lediglich das Ortssymbol; doch der Name fehlt. Dafür ist weiter nördlich ein Ortsname mit Ortssymbol hinzugekommen: »Erkelenz«. Vielleicht dürfen dann wohl auch wir uns eingeladen, wenn nicht geradezu aufgefordert fühlen, und sei es als »minimi«, diese Welt des Cusanus zu erkunden, Leben und Werk zu erschließen und uns als Gesprächspartner ebenfalls in sie einzutragen.